



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

pflichtungen zu übernehmen braucht. Dieses Verhältniß kann nicht länger fort dauern und es liegt ganz in der Hand der preussischen Regierung, ihm ein Ende zu machen. Da die süddeutschen Staaten ganz vergessen zu haben scheinen, welche handelspolitische Wichtigkeit Preußen und Norddeutschland überhaupt für sie hat, so wird es hohe Zeit, es ihnen fühlbar ins Gedächtniß zurückzurufen. Preußen kündige den Vertrag und ziehe sich nöthigenfalls auf die Stellung zurück, die es 1828 oder 1834 nach dem Anschluß von Kurhessen einnahm. Es weise nicht nur jede fernere Concession gegen Oestreich, sondern auch jede Aussicht auf eine solche zurück und warte ruhig die weitere Entwicklung ab. Der Handel Sachsens und sein ganzer Wohlstand ist so gebieterisch auf das Zusammenhalten mit dem Norden hingewiesen, daß es dem neuconstituirten Verein nicht lange fern bleiben kann und Baiern und Würtemberg, die Führer der Opposition der süddeutschen Staaten, mögen sich dann unbehindert vom norddeutschen Handelsneid der Ausbeutung der unermesslichen Hilfsquellen des Dongu- und orientalischen Handels widmen, welchen die Befürworter der deutsch-österreichischen Zolleinigung mit so glänzenden Farben zu schildern wissen. Die materiellen Opfer, die Preußen in den ersten Jahren allerdings würde bringen müssen, würden reichlich aufgewogen durch die freiere Bewegung, die ihm in handelspolitischer Hinsicht gestattet wäre und durch seine Erlösung von den Schutzzollfesseln, die ihm von Süddeutschland allmählig aufgedrungen worden sind. Auch wird es dann viel leichter sein, das norddeutsche Handelsgebiet durch den Wiederbeitritt des Steuervereins und den Anschluß Mecklenburgs abzurunden. Alsdann besinnen sich auch vielleicht die süddeutschen Staaten wieder und kommen zu der Einsicht, daß man wol mit Oestreich oder mit Preußen, aber nicht mit Oestreich und Preußen zugleich gehen kann.

Literatur.

Aus Frankfurt a. M. Die Meißnersche Schrift über Heinrich Heine wird von vielen Seiten auf eine Weise ausgedeutet, welche die höchste Mißbilligung verdiente. Wir finden es gemein, wenn man sogar Heines Krankheit benutzt, um diese als eine Strafe von Gott, als einen Beweis sittlicher Verwerfung darzustellen. Die das thun, sollten Gott danken, wenn sie selbst nicht auf ähnliche Weise heimgesucht werden, und es dürfte sich fragen, ob sie dann ihre Krankheit mit derselben Seelenstärke zu ertragen, ob sie wie Heine bis zum letzten Augenblick geistig fortzuwirken vermöchten. Diese Folgerung aus Heines Krankheitsgeschichte zu ziehen scheint mir wenigstens menschlicher und christlicher als sich ihm gegenüber pharisäisch in die Brust zu werfen. Pharisäisch war Heine wenigstens nicht, Heuchelei fällt

ihm nicht zur Last, und das ihm dies in einer Zeit, die den Versuch macht, auf dem Wege der Heuchelei zur Sittlichkeit zurückzukehren, nicht als Unfittlichkeit anzurechnen sei, bin ich dreist genug zu behaupten. Zur Heuchelei der Zeit gehört es auch, daß man Heine jetzt beurtheilt, als wäre er nicht ihr Kind gewesen, als hätten seine Unarten nur ihm, nicht auch ihr angehört. Diese Unarten, als welche sie sie betrachtete, nahm sie sehr lange wohlgefällig an ihm auf, beklatschte dieselben und bestärkte ihn darin. Der Geschmack an diesen Unarten, wie sie denn oft auch nicht einmal geistreich waren, hat nun aufgehört, und diejenigen, welche früher Behagen an ihnen fanden, sie auch wol, so weit ihr Wiß es zuließ, nachahmten, sind zum Theil die Gegner Heines geworden, weil sie etwas wieder gut zu machen, aber keinen Sinn und kein Verständniß für dasjenige gehabt haben, wodurch Heine über sie selbst hervorragte und was er seinem Genie und den ernstern Seiten seines Charakters, die jenen ganz fehlen, verdankte. Solchen Gegnern, die jetzt die Sittlichen spielen, damals gefallen zu haben, dafür hat Heine mit Recht schon in der letzten Zeit seines Lebens gebüßt und büßt jetzt dafür im Tode; allerdings sind wir aber der Ansicht, daß ihm eben um seines, nicht bloß Dritte, sondern auch ihn selbst verlockenden Talentes willen mehr als jenen zu Gute zu halten sei; was jene jetzt leugnen. Andere sind Gegner Heines aus Nachsicht, unter ihnen hat neuerdings Hr. Benedey auf eine Weise Rache genommen, daß uns der Vortheil nicht auf seiner Seite zu sein scheint. Auf diejenigen, welche Börne an Heine gerächt, eigentlich nur ein Buch unter diesem Vorwande gemacht haben, legen wir gar kein Gewicht, auch ist jener in unsern Augen nie ein sittlicherer und besserer Mann gewesen als dieser, und Heines Buch über Börne haben wir immer sowol für ein geistvolles als für ein muthiges Werk gehalten; es würde für untadelhaft gelten können, hätte Heine nicht einige Seiten unwürdiger Persönlichkeiten eingemischt, was er später auch selbst erkannt und noch auf seinem Krankenbette mit den witzigen Worten bekannt haben soll: Wer ein Buch schreibe, sei immer in Gefahr, Dummheiten zu begehen.

Die Autorschaft des Fechters von Ravenna. Von Otto von Schorn. Düsseldorf, W. Rauhen. — Herr von Schorn, gegenwärtig Redacteur des düsseldorfer Journals, hat in dieser Broschüre die Actenstücke gesammelt, an denen die literarische Welt monatelang einen so kindischen Antheil nahm. Wir sind durch dieselben in unserer ursprünglichen Ansicht nur noch mehr befestigt worden. Erstens ist es für den Werth des Fechters von Ravenna vollkommen gleichgiltig, ob Hr. Halm die sogenannte Tragödie des Bachers gelesen hat oder nicht; zweitens ist, wenn wir auf sein Wort irgend etwas geben, mit Gewißheit anzunehmen, daß er sie nicht gelesen hat. Die Aehnlichkeiten zwischen den beiden Stücken, von denen Herr v. Schorn ein so großes Wesen macht, sind ganz gleichgiltiger, untergeordneter Art, und was den einzigen auffallenden Punkt betrifft, daß nämlich in beiden Stücken Thusnelde ihren Sohn umbringt, so hat Halm ganz mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß für jeden, der überhaupt dramatisches Gefühl hat, dieser Schluß sich mit innerer Nothwendigkeit von selbst ergeben mußte. Herrn von Schorn ist ein doppelter Vorwurf zu machen: einmal hat er das Publicum in die Irre geführt, indem er die Sache so darstellte, als sei in dem bacherschen Stück ein wirklicher dramatischer Inhalt, wenn auch noch in roher Form, als handle es

sich darin um Charakteristik, Situationen, Probleme und consequent entwickelte Leidenschaften. Das sogenannte Stück ist aber ein Gewebe des abgeschmacktesten Unsinns. Ferner stellt er die Glaubwürdigkeit des Herrn Bacherl in einem falschen Lichte dar. Zur Glaubwürdigkeit in literarischen Dingen gehört nicht bloß, daß man in bürgerlichen Verhältnissen intact ist, man muß auch über sich selbst und über die Natur der Production eine Vorstellung haben. Diese hat Herr Bacherl nicht. Wie es sich nach den vorliegenden Documenten herausstellt, ist er nicht bloß ein ungebildeter, sondern ein eitler, verschrobener Mensch, absolut unfähig, darüber zu urtheilen, ob er etwas selbst erfunden hat oder nicht. — Wir wünschen lebhaft, daß mit diesem Actenstück die einfältige Sache ihr Ende habe. —

Lehrbuch der Geographie von Daniel Bölder, Prof. am Königl. Schullehrerseminar zu Esslingen. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Esslingen. Weyhardt. — Das Lehrbuch zerfällt in einen allgemeinen und einen besondern Theil. Der allgemeine Theil behandelt die mathematische und physikalische Geographie, die Einteilung der Himmelskugel und der Erdkugel, das sichtbare Weltall, das Sonnensystem, die kosmischen Verhältnisse der Erde und des Mondes und die Zeitrechnung; sodann die Beschreibung des Weltmeers, die wagerechte und senkrechte Gliederung des festen Landes, die innere Beschaffenheit der Erdrinde, die Erscheinungen des Luftkreises und die geographischen Verhältnisse des Mineralien-, Pflanzen- und Thierreichs. Hinzugefügt ist eine Classification der Menschen nach dem Maßstab der Sprachverwandtschaft, der Lebensweise, der Religion und der Verfassungen. Man sieht, es ist hier alles zusammen, was für den Lehrer wie für den Schüler erforderlich ist, in einer gedrängten, leicht verständlichen und auf pädagogische Rücksichten berechneten Uebersicht. — Der besondere Theil, der vorzugsweise zum Nachschlagen bestimmt ist, nimmt nach den Gesichtspunkten, an welche uns die Wissenschaft der Statistik überhaupt gewöhnt hat (Grundmacht, Cultur, Verfassung und Verwaltung, Topographie), die sämtlichen Staaten der fünf Welttheile durch und zeichnet sich ebenso durch Vollständigkeit wie durch Correctheit aus. Das Buch verdient sowol für das Selbststudium wie für den Unterricht alle Empfehlung. —

Japanische Sitten*). Ceremonien sind so zu sagen die halbe Existenz der Japaner. Für jede Gelegenheit sind bestimmte Ceremonien vorgeschrieben, und die geringfügigste Handlung wird nach gewissen Vorschriften verrichtet. Die Stellung der Frauen, obschon sie den Männern untergeordnet sind, ist erträglicher als in irgend einem andern Theile Asiens; sie nehmen in der Gesellschaft eine Stellung ein, und theilen die Vergnügungen ihrer Gatten und Väter. Sie genießen viele Freiheit, allein es scheint, daß sie dieselbe nicht häufig missbrauchen. Man sagt, daß die Frauen der mittlern und höhern Classen einen hohen Grad von Moralität besitzen, und so weit ich Gelegenheit hatte, mit ihnen in Berührung zu

*) Wir theilen noch ein Fragment aus dem vortrefflichen Werk: „Reise um die Erde nach Japan 1833—35. Von W. Heine (Leipzig, Costenoble)“ mit, indem wir die Besprechung des Ganzen für das nächste Heft vorbehalten.

kommen, zeigten sie sich zwar heiter und zwanglos im Umgang, wußten aber mit großer Geschicklichkeit sich immer in den gebührenden Grenzen des Anstandes zu halten. Eine gewisse Eleganz und selbst Koketterie spricht sich sogar bei der einfachsten unter ihnen aus, und frühere Schriftsteller, welche in Jeddo viel in Bekanntschaft mit Frauen hohen Standes kamen, rühmen den feinen Takt, mit dem dieselben die Frau vom Hause repräsentirten. Im innersten häuslichen Leben trägt die Existenz japanischer Frauen mehr den Stempel asiatischen Lebens; sie stehen unter einer gewissen Vormundschaft und sind gänzlich von ihren Gatten abhängig. Neben der rechtmäßigen Gattin hat der Hausherr das Recht, sich so viele Concubinen zuzulegen, als er für gut findet; auch hat er das Recht, seine Gattin nach Belieben zu verstoßen, ist aber verpflichtet, dieselbe standesgemäß zu ernähren, wenn nicht eine gesetzliche Scheidung erfolgt, wie z. B. wegen Ehebruchs, Unfruchtbarkeit u. s. w. Obgleich die Frau den Haushalt leitet und ihm vorsteht, so nimmt sie doch nicht an den meisten Sorgen des Mannes Theil. Sie wird mehr wie ein kostbares Spielzeug betrachtet, als wie die Gefährtin des Mannes und die Theilhaberin seiner Freuden und Sorgen. „Wenn ein Mann das Gemach seiner Frau besucht,“ sagen die Japaner, „so wünscht er die Sorgen hinter sich zu lassen und sich allein dem Vergnügen zu widmen.“ Sobald eine Frau bemerkt, daß sie Mutter werden soll, so wird ihr unter Beobachtung vieler Ceremonien eine Binde von rothem Krepp um die Hüften gewunden, in der abergläubischen Voraussetzung: „daß, wenn sie nicht so eingewickelt wäre, das Kind der Mutter alle Nahrung entziehen würde und diese dann Hungers sterben müßte.“ Der Gebrauch soll sich von der Wittve eines Mikado. herschreiben, welche, in sehr weit vorgerückter Schwangerschaft, die Geburt des Kindes durch Umbinden einer solchen Schärpe verzögerte, sich an die Spitze der Armee stellte und Corea eroberte. Nach erfolgter Geburt wird diese Schärpe wieder abgelegt. Neun Tage nach der Geburt bringt die Mutter auf dem Bette sitzend zu, gestützt von drei Reisfäcken, einen unter jedem Arme und einen hinter sich, und hundert Tage lang wird sie noch als krank behandelt, nach Ablauf welcher Zeit sie im Tempel ihre Dankagung abstattet, und Gelübde, welche sie vielleicht gethan, erfüllt. — Das neugeborene Kind wird sogleich gebadet und dann gänzlich unbekleidet gelassen bis zu dem Tage, wo es seinen Namen empfängt, was bei den Knaben am 31. Tage, bei den Mädchen am 30. Tage nach der Geburt erfolgt. In feierlichem Aufzuge wird das Kind in den Tempel getragen. Ein Diener reicht in einer Hand dem Priester ein Geschenk, und mit der andern drei Streifen Papier, verschiedene Namen enthaltend, und nachdem der Priester verkündet, welcher derselben von der Gottheit angenommen sei, legt er diesen dem Kinde bei, es zugleich mit Wasser besprenkend, wozu Becken und musikalische Instrumente ertönen. An demselben Tage wird der Täufling noch in mehre andre Tempel dargebracht, und ehe man nach Hause geht, wird er noch den nächsten Verwandten des Vaters vorgestellt, die ihm ein Geschenk von Hanf (Symbol langen Lebens), Talismans, Reliquien u. s. w. machen, und ist es ein Knabe, zwei Fächer, Schwerter, als Symbole des Muthes, oder, wenn es ein Mädchen ist, farbige Muscheln oder Schildkrötenchalen, als Symbol der Schönheit und Anmuth. Im zweiten Jahre wird das Kind mit dem Ceremonienkleide angethan und erhält einen neuen Namen, mit einem neuen Besuche des Tempels verbunden. Die Kinder werden in einer strengen Disciplin erzogen

und die Elementarschulen werden von beiden Geschlechtern gemeinschaftlich besucht. Hier wird ihnen Schreiben und Lesen und die Grundzüge der Geschichte ihres Vaterlandes gelehrt, und damit hat die Erziehung der ärmeren Classen ein Ende. Die Kinder der Reichen und Vornehmen besuchen noch eine Art von Hochschule, wo ihnen hauptsächlich die unzähligen Regeln der Ceremonien, die den geringsten Act im Leben des Japaners begleiten, beigebracht werden. — Eine genaue Kenntniß des Kalenders, mit genauer Kunde über die für den Beginn eines Unternehmens glücklichen oder unglücklichen Tage, gehört gleichfalls zu einer vollendeten Erziehung, so wie einige Kenntniß der Mathematik und körperliche Gewandtheit, ja selbst über die Hara-kiri wird ein junger Japaner unterrichtet, sowol über die Art, wie diese heroische Operation mit gehörigem Decorum vollzogen wird, als auch über die verschiedenen Gelegenheiten, welche es unumgänglich nöthig machen, sich den Tod zu geben. — Die Mädchen werden in den weiblichen Arbeiten und dem Vorstehen des Haushaltes unterrichtet, auch bildet oft japanische Literatur ihr Studium, und die japanische Geschichte liefert Beispiele, daß Frauen hohen Rang in der, allerdings einfachen, Literatur des Landes erlangt haben. Mit 15 Jahren betrachtet man die Erziehung als vollendet; der junge Mann nimmt seine Stellung in der Gesellschaft ein, rasirt seinen Kopf nach japanischer Mode, die darin besteht, daß der obere Theil des Kopfes von der Stirn nach hinten rasirt, das noch vorhandene Haar auf dem Wirbel in ein Zöpfchen zusammengebunden und dessen 3—4 Zoll langes Ende auf nacktem Scheitel nach vorn gelegt wird; bei dieser Gelegenheit wird der Name noch einmal gewechselt, doch lange noch nicht zum letzten Male; jede neue Rängerhebung führt einen neuen Namenswechsel mit sich, und da es als unehrerbietig betrachtet wird, wenn ein Untergebener denselben Namen mit seinem Vorgesetzten trägt, so ist jener genöthigt, im Fall es diesem gefällt, sich denselben beizulegen, sich einen neuen zu suchen, was einen Namenswechsel durch alle Zweige seiner Administration zur Folge haben kann. — Man verheirathet sich jung und hat großen Abscheu vor Mißheirathen; es kommt vor, daß junge Leute von den Eltern verheirathet werden, ohne sich je gesehen zu haben. Wirbt ein junger Mann selbst, so sucht er dem Gegenstand seiner Wahl seine Gefühle dadurch zu erkennen zu geben, daß er einen Zweig des *eclastrus alatus* an das Haus der Eltern steckt; wird dies Zeichen unbemerkt gelassen, so ist der Antrag verworfen, im Gegentheil aber wird derselbe angenommen. Wünscht die junge Dame ihre Gegenneigung zu erkennen zu geben, so färbt sie ihre Zähne schwarz. Der Freier sendet seinem Vermögen entsprechende Geschenke an die Braut, und diese gibt dieselben ihren Eltern, als Zeichen von Dankbarkeit für elterliche Liebe und genossene Erziehung. Die Braut wird nun dem Gatten mit der Mitgift übergeben, die gewöhnlich in Küchengeräth, Hausrath und Mobilien besteht, welche allerdings in einem Lande, wo man Tische, Stühle und Betten nicht kennt, meist nur feine Matten sind, den Boden damit zu bedecken. Fittsing behauptet zwar, daß die Verheirathung von keiner religiösen Ceremonie begleitet sei; Meylau, Tinter und Ehrenberg jedoch behaupten das Gegentheil, und letzterer beschreibt sogar die Ceremonie ausführlich. Wenn die Braut aus dem Hause des Vaters in das des Gatten geführt wird, so ist sie mit einem weißen Tuche bedeckt, andeutend, daß sie für ihre Familie todt sei, nur noch für ihren Gatten leben solle und die Spielzeuge ihrer Kinderzeit ver-

bannt habe. Im Hause angelangt, setzt sich alle in der mit emblematischen Verzierungen geschmückten Halle nieder, Braut und Bräutigam am oberen Ende, umgeben von Brautführern und Brautjungfern, von den Japanern „Schmetterlinge“ genannt, und unter vielem Ceremoniell trinkt man sich gegenseitige Gesundheit zu und schließt den Tag mit Schmausen und Trinken. Drei Tage nach der Hochzeit statten die jungen Gatten den Eltern der Braut ihren Besuch ab. Die Japaner sind gesellig, lieben Gastmähler, allerdings sehr frugaler Natur, zu veranstalten und kleine Picknick-Partien nach schönen Punkten, wo sie im Schatten sitzen und schmausen; Theetrinken und Rauchen sind eine beliebte Unterhaltung und Erholung. Als Stimulus dient ihnen Sacki, ein aus Reis bereitetes berauschendes Getränk, das nach Maßgabe hinzugefügter Ingredienzen verschiedenen Geschmack annimmt, vom arakähnlichen bis zu dem eines leichten Muskatellerweines. Man trinkt sich gegenseitig Gesundheit zu und ist, gleich wie in China, mit Chop-sticks oder kleinen Stäbchen, zwischen Daumen und Zeigfinger gehalten. Die Gerichte werden in kleine Stückchen geschnitten, auf kleinen lackirten oder porzellanenen Schalen auf einem lackirten Präsentirteller vor jeden Gast gestellt, und dabei befindet sich eine Schale mit Reis und ein Gefäß mit Sacki. Auch Thee wird während der Mahlzeit getrunken, Wasser jedoch selten oder nie. Bei großen Festen sucht der Wirth besonders seinen Reichthum in Porzellan und lackirten Geschirren zu entfalten; eben so ist die Decoration des Saales eine Hauptsache, das Mahl selbst mehr Nebensache. Die Japaner sind große Liebhaber der Musik. Die Gegenwart der Banda des Flaggschiffs zog jedesmal eine große Volksmenge herbei. Sie besitzen selbst verschiedene Arten von Instrumenten, von denen ich jedoch nur Lauten, Zithern, Flöten sehr einfacher Art und Pauken gesehen habe. Die Laute wird mittelst einer Art von Spatel aus Horn gespielt, um einen rhapsodischen oder melancholischen Gesang zu begleiten. Der Tanz wird ausschließlich von Frauen ausgeführt, wobei die Männer die Zuschauer bilden, und derselbe ist mehr pantomimischer Art. Karten und Würfel sind verboten; Schach ist jedoch sehr beliebt, weicht aber von dem bei uns unter diesem Namen bekannten Spiele wesentlich ab. Ballspiel, Fliegen von Drachen, Bogenschießen nach dem Ziele und Pfänderspiele sind sehr in Gunst; Gondelfahrten auf den Seen und Flüssen, oft beim Scheine hunder Laternen, gleichfalls; es sollen sich jedoch alle Unterhaltungen durch die Beobachtung eines großen äußern Anstandes auszeichnen. Fühlen die Gäste die Wirkung des Sacki, so suchen sie sich durch einige Tassen Thee wieder ins Gleichgewicht zu bringen, und ist dies nicht möglich, so begibt man sich stillschweigend bei Seite, den Nausch auszuschlafen. Trunkene auf der Straße habe ich nie gesehen.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **J. W. Grunow**. — Verlag von **F. V. Herbig** in Leipzig.

Druck von **C. C. Elbert** in Leipzig.